

Zeitschrift: Wissen und Leben
Band: 11 (1912-1913)

Artikel: Rerum novarum...
Autor: Preconi, Hektor G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750592>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

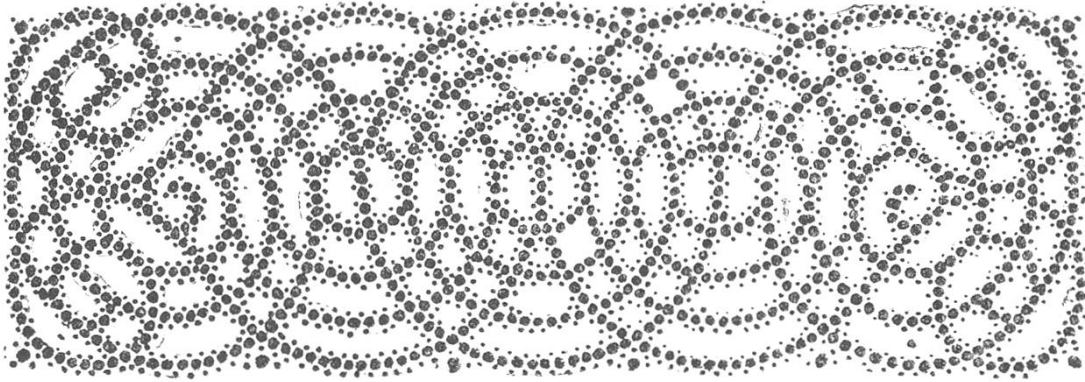
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



RERUM NOVARUM . . .

Von neuen Dingen tönt immer lauter die Kunde des Tages. Fieberhaft schnell ändert sich das Bild der Ereignisse und die Linie künftiger Ländergrenzen auf den einstweilen noch idealen Landkarten. Eine Revolution will sich vollziehen, deren Träger nicht ein unterdrückter Stand, sondern ganze Nationen sind und die papiernen Rechte werden von Königen am eifrigsten zerfetzt. Mit einigem Unbehagen hörte man anfangs vom Kampf des „Kreuzes gegen den Halbmond“, den sicher die Slawen ebensowenig im Namen des Christentums führen dürfen wie vor einigen Jahrhunderten die abendländischen Kreuzfahrer ihre Piratenabenteuer. Wenn in der Weltgeschichte die Ästhetik entschiede, hätte man den Türken schon um des ruhigen Manifestes willen den Sieg wünschen müssen, mit dem Sultan Mehmed den Krieg eröffnete, während der „kleine Zar“ den für uns längst erledigten Gott der Schlachten mobilisierte. Aber um diese religiösen Zeichen wird nicht gekämpft, sondern um neue Dinge, unter denen sich freilich wieder eine alte heilige Idee verbirgt: die Freiheit.

Der Idealismus war politisch in Misskredit gekommen. Niemand hat die von Marx gelehrte materialistische Weltanschauung eifriger vertreten als die Regierungen und die Diplomatie der Großstaaten. Wirtschaftliche Dinge allein sollten noch maßgebend sein für die Erledigung der „Geschäfte“, wozu tatsächlich die Politik geworden war. Selbst Italien fühlte die Verpflichtung, seinen Zug nach Tripolis mit ganz unhaltbaren wirtschaftlichen Gründen zu rechtfertigen, obwohl es ein heroisches Abenteuer war, aus dem Wunsch entstanden, sich von frühern Niederlagen

reinzuwaschen und das Land vor der Welt und sich selber zu verherrlichen. Nicht die magern Aussichten auf koloniale Erfolge, von denen vielleicht nach einem Menschenalter zu reden sein wird, sondern die opferwillige Haltung des Volkes hat das Abenteuer gerechtfertigt. Ehe es noch abgeschlossen war, traten die Südslawen auf den Plan und diesmal offen im Namen eines Ideals, für die Freiheit ihrer Nationen. Wirtschaftliche Erwägungen werden wohl bei der Schlussregulierung die größten Schwierigkeiten machen, bei der Vorbereitung sind sie ganz zurückgetreten.

Die Diplomatie hat sich von dem Schrecken noch nicht erholt, dass die einmal auf Maximalgeschwindigkeit eingestellte Weltgeschichte sich nicht mehr aufhalten lassen will. Vor allem aber staunt und starrt sie das Wunder an, dass nicht ihre Formeln, nicht Gold und Handelsaussichten die Menschen vorwärts treiben, sondern eine Idee, die sich zum Heldentum steigert. Während in Italien das Volk mit heroischer Geduld hinter seiner Regierung stand, stürmten im Namen der Freiheit die Araber gegen die Maschinengewehre und das Heer, das nicht so festen Glauben hatte wie die Heimat, vergeudete Zeit und Menschen. Das Heldentum musste dort schließlich der unendlichen Übermacht erliegen. Auf dem Balkan aber hat es gesiegt, gegen eine Überzahl von Menschen, nicht wegen der technischen Rüstungen, die beim bulgarischen Heer besser gewesen sein mögen als bei den Türken, sondern durch die Kraft des Willens, der Menschen und Heere vorwärts treibt. Die moderne Kriegswissenschaft muss wieder einmal umgestaltet werden, weil es sich gezeigt hat, dass Hindernisse, die man für unüberwindlich hielt, mit dem Bajonett gestürmt werden. Die sorgfältigen Rechnungen der Generalstabsämter sind von der lebendigen Wirklichkeit zunichte gemacht worden.

Die Idee, in deren Namen die Slawen kämpfen, der Gedanke der Nation, die als solche das sozusagen übernatürliche Recht auf unbehindertes Sein, auf freie Entfaltung der in ihr liegenden kulturellen Möglichkeiten hat, ohne Rücksicht auf überlieferte Zustände und selbst wirtschaftliche Bedingungen, wenn diese zu widersprechen scheinen, hat im letzten Jahrhundert schon zur Gründung von zwei Großstaaten geführt. Nach den Deutschen und Italienern verlangen jetzt die Andern, denen man erst eine

Abschlagszahlung bewilligt hatte, ihr volles Recht. So rein und vollkommen wie in Italien oder Frankreich wird es sich nicht verwirklichen lassen, da die Völker untereinander wohnen und manches serbische Dorf unter bulgarische Herrschaft kommen wird. Der Gedanke der Freiheit „von Gottes Gnaden“ aber siegt. Es sollen keine Herrenvölker und keine Unterworfenen mehr sein, nur noch freie Nationen. Für die Freiheit des Individuums, die uns im Westen fast wichtiger erscheint, mag später gesorgt werden. Haben die Slawen erst einige Zeit der neuen Lust gekostet, so werden sie von selber die andern Reste politischer und wirtschaftlicher Knechtung abschütteln.

Die Balkanfrage, die im vielgestaltigen Europa der schlimmste Herd von Verwickelungen war, soll nun anscheinend zu einer radikalen und darum schon im höhern Sinne vernünftigen Lösung geführt werden, die auf einige Jahrzehnte mindestens Ruhe versprechen muss. Die weltgeschichtliche Ironie fügt es, dass dies unter der Ägide Russlands geschehen darf, das nach der Auflösung der europäischen Türkei zu allerletzt in der Reihe der Staaten stehen wird, wenn man sie nach den nationalen Gleichgewichtsverhältnissen beurteilt. Und eine weitere Ironie will es, dass Russland gerade die Polen am schlechtesten behandelt, deren Kultur sie zu Führern der „slawischen Familie“ machen müsste, und dass Österreich, der Protagonist des Gegenspiels im geschichtlichen Drama, den man der Slawenfeindschaft beschuldigt, von jeder Schuld gegen Polen sich freisprechen darf.

Wenn der Balkan geordnet sein wird, tritt die Frage Polens in den Vordergrund. Ihre Lösung wird noch schwieriger sein, da sie die drei größten Kontinentalmächte berührt. Dennoch wird sie vielleicht schneller erzielt werden, als man ahnt. Die Romantik des „Noch ist Polen nicht verloren“ ist verrauscht, aber der Kern der polnischen Volksidee ist fest geblieben. Nur eine radikale Lösung der Frage kann ihr neue Kulturblüten aufsprießen lassen. Vielleicht wird Österreich so manches Unrecht, das seine Vergangenheit an den Völkern Europas getan, an Polen wieder gutmachen können.

Wer vom österreichischen Trialismus sprach, galt noch vor einigen Jahren in den Ländern diesseits der Leitha als Phantast und in Ungarn fast als Hochverräter. Heute reicht die Formel

kaum zu einem Mindestprogramm. Die politischen Futuristen malen schon bunte Karten der Vereinigten Staaten von Groß-Österreich. Wie lange wird es gehen, bis auch diese Formel ihre Schrecken verliert? Dann würde der größte Teil Europas, von Deutschland bis zum Goldenen Horn, in der Form von Bundesstaaten oder Staatenbünden organisiert sein. In Amerika hat man über die alten Dogmen, denen zufolge eine Republik und gar eine, die nicht zentralistisch regiert wird, keine auswärtige Politik machen kann, nicht lange nachgedacht, sondern durch kecke Tat das Gegenteil bewiesen. England scheint nachfolgen zu wollen, wenn es auch die historische Dekoration beibehält. Der Balkanbund wird, wenn sich nicht die „türkischen“ Zustände in Mazedonien verewigen sollen, den Grundsatz des Föderalismus und der weitgetriebenen Selbstverwaltung bedingungslos übernehmen müssen. Nationale Gründe wie in Deutschland oder wirtschaftliche wie in der östlichen Doppelmonarchie erzwingen den Zusammenschluss oder Zusammenhalt gewaltiger Gebiete, deren Bewohner durch geschichtliche Entwicklung, durch Religion oder selbst Nationalität geschieden sind. Die Erfahrung der Gegenwart zeigt, dass dies auf die Dauer nur mit föderativen Einrichtungen durchzuführen ist. Auf die Erfahrungen der Geschichte will man lieber nicht verweisen, denn diese sammelt nach einem modernen Paradoxon die Irrtümer der frühern Geschlechter, damit die spätern sie wiederholen können. —

Wenn vom Föderalismus die Rede ist, haben wir ein Recht mitzureden und die Pflicht aufzuhorchen. Wir glauben ja, dass wir unsern Staat auf kleinstem Raum zu einem Vorbild gestaltet haben, wir bilden uns auf unsere Freiheit so viel ein, dass wir alle Andern mit einiger Herablassung betrachten. Aber sind wir dabei gesund geblieben? Bringen wir den Heldenmut auf, der die von Fürsten geleiteten Balkanslawen beseelt? Wir könnten ihn nicht nur auf Schlachtfeldern brauchen. Die Zeit geht eilig und der Wirbel, der über Europa fährt, kann auch uns erfassen. Die Balkanvölker waren einander gute Hasser, bis die Notwendigkeit sie zu einander trieb, zu politischer und wirtschaftlicher Gemeinschaft. Vielleicht können auch wir vor solche Entscheidungen gestellt werden. Es wäre gewiss besser, diese Dinge ohne Phrasen zu überdenken und auch öffentlich zu erörtern, nach *guter*

schweizer Sitte, statt den vom Rütli- Lied erhitzten Kopf in den Sand geschichtlicher Erinnerungen zu stecken, um nur ja die Gegenwart nicht zu sehen. Man müsste bei uns auf mindestens ein Jahrzehnt die Heldenväter von Morgarten und Murten ruhig liegen lassen. Das alles ist solange her, dass es fast nicht mehr wahr ist. Der kleinste lebendige Held wäre für uns wertvoller als ein Dutzend Sieger über Feinde, deren Reich und Namen seit Jahrhunderten vergessen sind. Mutig in die Zukunft schauen ist freilich nicht so leicht.

Im Frühlicht der Zukunft meinen wir schon die Vereinigten Staaten von Europa zu sehen, nicht wie ein Land Meon hinterm See Nirwana, sondern wie eine notwendige Bedingung schon der jetzigen Dinge; aber auch dahin werden wir nur durch stufenweise Entwicklung gelangen. Sind wir nun stark und sicher genug, um auf der nächsten Stufe das zu erhalten, was unser wirklich geschichtliches Erbgut ist? Das wirklich Wertvolle an unserer Freiheit etwa. Die Freiheit unserer Staatsform, die uns ermöglicht, Dinge zu erproben, die in die Zukunft weisen können, sie wieder zu verwerfen, wenn sie sich nicht bewähren. Die Freiheit, die jedem Bürger die nötige Schule zu solcher politischer Übung geben kann. Haben wir das gute Gewissen, diese Freiheit recht ausgekostet zu haben? Fast will es scheinen, wir hätten manchmal in ihrem Namen kleine Hassgelüste walten lassen und andere schwache Menschlichkeiten. Aber — Menschen sind wir Alle. Wenn wir unsere Möglichkeiten nur so erschöpften, wie es von Menschen billig zu fordern war, so haben wir ein Recht darauf, weiter zu bestehen. Wir wollen uns keinen Fehler verhehlen, aber dies dürfen wir doch glauben.

Wir glauben aber auch, dass Andere, denen die nächste Zukunft große Aufgaben stellt, etwas von uns lernen können. Eine „monarchisch regierte Schweiz“ müsse Österreich werden, war kürzlich in einem deutschen Blatte zu lesen. Natürlich um seine sieben Nationen unter einen Hut zu bringen, der nicht ein gesslerischer Polizeihut sein darf. Wir sind ja sozusagen der einzige Staat in Europa, der eine anscheinend recht schwierige Nationalitätenfrage nach allgemeiner Überzeugung vernünftig gelöst hat. In dieser Zeitschrift ist ausführlich darüber gestritten worden, ob die Schweizer eine Nation seien oder nicht, ein Unterfangen, das

in andern, ähnlich zusammengesetzten Staaten unfehlbar heillosen Zank angerichtet hätte. Beantworten ließ sich die Frage natürlich nicht, weil mit dem Wort fast Jeder einen andern Begriff verbindet. Die Begriffsabgrenzung ist bei der „Nationalität“ etwas schärfer. Man gibt hier ohne weiteres zu, dass die Einheit der Sprache das wesentliche Merkmal für diese Art von Volksgemeinschaft sei. Selbst dies aber genügt nicht immer und überall, da — wie wir im europäischen Osten und erst recht in Asien sehen — die Verschiedenheit der Religion oder selbst eines Alphabets Unterschiede begründen kann, die den damit belasteten Völkern einstweilen unüberbrückbar scheinen. Wir haben nun die Unterschiede nach beiden Richtungen, und eine Völkerkarte der Schweiz, die alle diese Bedingungen berücksichtigen wollte, wäre nicht viel weniger bunt als eine vom Balkan. Und dennoch leben wir friedlich beisammen und so ordentlich, dass unser Staat nach außen hin geradezu ideal aussieht und man meint, von den nationalen Unterschieden empfänden die Schweizer überhaupt nichts. Wenn auch die Wirklichkeit nicht ganz so leuchtend ausschaut, so haben wir doch jedenfalls das Recht zu sagen, dass es in einem Staat auch mit verschiedenen Nationalitäten, die auf engem Raum beisammen wohnen, ohne Vergewaltigungen geht, und wenn wir daraus die Überzeugung schöpfen, dass es auch anderswo nach dem nämlichen Rezept gehen kann und darum notwendig gehen wird, so schließen wir zwar aus politischem Optimismus, aber doch nicht ohne Recht.

Es wird ein Ruhm der Deutschschweizer bleiben, dass sie keine Vergewaltigung versucht haben. Niemals, auch in den Zeiten nicht, wo den zentralisierenden Radikalen, die den politischen Gegenparteien am liebsten jedes Plätzchen an der Staatskrippe weggenommen hätten, die Eine und unteilbare helvetische Republik als Vorbild erschien. Selbst damals dachte man gar nicht daran, die Welschen für ihren unheilbaren Föderalismus etwa mit dem Entzug auch nur der kleinsten Anzeichen sprachlicher Gleichberechtigung zu bestrafen. Dabei haben die Deutschen in der Schweiz ein Übergewicht, das viel bedeutender ist als selbst das der Großrussen in Russland, von der Stellung der Deutschen in Österreich und der Madjaren in Ungarn, die nur Minderheiten umfassen, ganz zu geschweigen. Aber die Verteidigung der föderalistischen

Grundlagen der Eidgenossenschaft war für die Welschen dennoch eine Lebensfrage, und sie bleibt es; damit aber auch eine Lebensfrage für die ganze Eidgenossenschaft. Selbst die fast unheimliche Toleranz des Deutschweizers, der seine Kinder in Genf oder im Waadtlande sorglos verwelschen lässt (was vielleicht vom eidgenössischen Standpunkt aus ein Glück ist, da sprachlich zu gleichen Teilen gemischte Gebiete selbst bei uns unpraktisch wären), könnte das Aufkommen bedenklicher Reibungen nicht verhindern, wenn eine große Verwaltungsmaschine mit tausenden von Beamten das ganze Land versorgen sollte. Die Schwierigkeiten eines vielsprachigen Staatswesens sind durchaus nicht nur im bösen Willen oder in kultureller Rückständigkeit der Menschen begründet. Wo man es gar mit der Konkurrenz einer Weltsprache, hinter der eine der höchststehenden Kulturen Europas steht, mit Idiomen erst im Anfang ihrer Entwicklung stehenden Völker zu tun hat, wird die Schwierigkeit noch viel größer als bei uns, wo schließlich jede der drei Landessprachen — das Rhätoromanische darf wohl für diese Zusammenhänge außer acht gelassen werden — Kulturwerte höchsten Ranges in sich birgt.

Die Deutschen Österreichs werden nicht leicht ihrer einstigen Führerstellung entsagen, eben weil sie die Andern, die zahlreicher und mächtiger geworden sind, immer noch als halb unmündige Kinder betrachten, als stotternde Barbaren. Und diese Andern werden nicht leicht die Unbill vergessen, die ihnen so oft widerfahren ist. Nur eine Toleranz nach schweizerischem Vorbild, die jedem das Seine aufrichtig gönnt, keine hinterhältigen, mühsam abgezwungenen Konzessionen können das Reich der Gesundheit entgegenführen. In Ungarn sind die Madjaren noch übler daran, weil sie die andern Nationen, denen von rechts wegen die Mehrheit gehört, mit ganz asiatischen Mitteln zu „nationalisieren“ suchen und dabei auch vor den Deutschen und Italienern nicht halt machen, die natürlich der niedrigeren Kultur des herrschenden Volkes einen kräftigen Widerstand leisten. Im allergrößten Maßstab wiederholen sich alle diese Verhältnisse in Russland, wo von den herrschenden Klassen der Versuch unternommen wird, den Großrussen eine so überwiegende Stellung zu sichern, dass sie alle andern in sich aufsaugen könnten. Darunter sind Völker von ungleich höherer Gesittung, wie die Deutschen, Polen, Schweden

und Finnen, aber auch Millionen umfassende Stämme tatarischer und mongolischer Halbnomaden, durch deren Aufnahme der russische Volkskörper noch mehr vom europäischen Typus verschieden werden müsste. Der Versuch der russischen Bureaucratie, ein so vielgestaltetes Riesenreich von einer Zentralstelle aus mehr zu verwalten als im politischen Sinne zu regieren, muss scheitern, und wenn das Reich nicht noch früher auf eine föderative Basis gestellt wird, so wird es durch Zustände hindurch, die man sich nach dem Muster des heutigen Österreichs, aber viel asiatischschrecklicher ausmalen mag, unweigerlich dem Zerfall entgegengehen. Heute scheint die Türkei am Rande dieses Schicksals zu stehen, da die Reformversuche zu spät einsetzen, die Verbitterung zu groß geworden war und die Trägheit alles Gewesenen jeden Schritt belastete. In Asien kann vielleicht die Türkei gesunden, wenn es ihr noch gelingt, die drei oder vier Nationen des kleinern Reiches in eine erträgliche Symbiose zu vereinigen. Ihre Aufgabe, an der sie sich in Europa zu Tode geschleppt hat, geht größtenteils auf die neuen Balkanherren über, von denen jeder in seinem Reich große Scharen anders redender, anders denkender Bürger oder Untertanen beherbergen wird. Die Schandtaten des Kriegs machen es nicht gerade wahrscheinlich, dass die Aufgabe nun im Spiel gelöst wird. Denn es genügt nicht, im Namen eines Ideals das eigene Recht sich selber zu holen — wenn man dabei den Nachbar bestiehlt, kann einem der Überfluss leicht mit dem Rechtmäßigen strittig gemacht werden. Jedem das Seine — die altrömische Formel des Rechts im Leben der Völker zu verwirklichen, braucht es eine lange Schule der Freiheit, die Zucht auch gegen sich selber, Respekt vor allem vor dem Recht der Andern lehrt.

Donner und Blitz, gewaltiger und heller als einst vom Berge Sinai, verkündete in den wilden Tälern Makedoniens und Thrakiens der Menschheit neue Gesetze. Ohne Schrecken dürfen wir sie vernehmen, im festen Glauben, dass wir der guten Satzung schon treu gehorchen, dass vielleicht die, denen sie neu erklingt, bei uns Rat erfragen werden. Aber das verlodernde Gottesgewitter wird nicht das letzte sein — halten wir uns bereit für das nächste. Nicht nur im Kurszettel sind die Zeichen der Zeit zu lesen. Das Wort, der leuchtende Funke des Gedankens, kann auch heute

noch Feuer entzünden, die verheeren, in denen aber Schicksale der Zukunft geschmiedet werden. Halten wir unser Erz bereit — was echt daran ist, wird in der Glut nur härter werden.

HEKTOR G. PRECONI



DAS KIND

Aus welchen klingenden Tiefen
Kamst du so lieblich her?
Von welchen fremden Wundern
Sind deine Lider noch schwer?

Kamst du aus wundersamen
Seen zu uns herein?
Noch haucht um deine Ohren
Ein zart perlmutterner Schein.

Deine Hände wie Rosenblättchen
Sind kraus nach innen gekehrt;
Deine Augen, die leuchtenden, feuchten,
Haben noch nie begehrt.

O Kind, dich fürstet das Schweigen
Aus deiner Mutter Schoß,
Wie bist du bei aller Kleinheit
So heilig und so groß.

Und rührst doch nur die Wage
Deines Atems, der steigt und fällt,
Und pochst doch nur mit dem Hammer
Deines Herzchens an diese Welt.

Ein Ring in der ewigen Kette,
Die aus Dunkel in Dämmer geht,
Bist du uns alles geworden,
Ein Glück und ein Gebet.

Und was auch in deinen Händen
An Schätzen noch liegen mag,
Du hast uns die Zukunft gegeben,
Du, Erbe am ersten Tag.

GUSTAV NOLL